

# Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen

über das Geschäftsjahr 1933 (vom 1. 4. 1933 bis 31. 3. 1934).

(Das 133. Geschäftsjahr.)

Der Gesamtvorstand hielt am 30. Oktober eine Sitzung ab, die gemäß dem Beschuß des Vorjahres mit der Jahresversammlung der Mitglieder vereinigt wurde. In dieser gemeinsamen Sitzung wurden der Jahresbericht des ersten Schriftführers und der Kassenbericht des Schatzmeisters über das Geschäftsjahr 1932 vorgelegt und genehmigt. Auch in diesem Jahre mußte wieder ein Fehlbetrag und zwar in Höhe von rund 130.— RM aus dem Kassenbestand der Gesellschaft gedeckt werden, trotzdem die besonderen Zuschüsse aus dem Etat des Provinzialmuseums noch erhöht worden waren. Allerdings ist der Zuschuß von seiten der Regierung in diesem Jahr ganz ausgeblieben. Es ist zu fürchten, daß die aus den unumgänglichen Anforderungen der Trierer Zeitschrift sich ergebende Belastung auf die Dauer von der Gesellschaft nicht mehr getragen werden kann.

Der Jahrgang 8 der Trierer Zeitschrift ist wieder in drei Heften herausgebracht worden; der Umfang wurde aus Ersparnisgründen auf 172 Seiten beschränkt. Das Erscheinen des letzten Heftes hat sich infolge Krankheit des Herausgebers bis Ende Juli verzögert.

Aus dem Gesamtvorstand sind ausgeschieden der bisherige 2. Vorsitzende, Oberbürgermeister Dr. Weitz, infolge Wegzuges nach Duisburg und Oberstudiendirektor Uhde, der nach Frankfurt a. M. berufen wurde. Die Zahl der Mitglieder belief sich am 31. März 1934 noch auf 414.

Im Juli wurden für die Mitglieder zwei Führungen veranstaltet, am 12. Juli zur Besichtigung der Ausgrabung großer römischer Töpfereien am Horst-Wessel-Ufer durch Abteilungsdirektor Dr. Loeschcke, am 19. Juli zur Besichtigung der Ruine der Kaiserthermen in ihrer neu hergerichteten Gestalt durch Museumsdirektor Prof. Dr. Krüger. Beide Führungen erfreuten sich eines lebhaften Besuches.

Der große Ausflug der Gesellschaft wurde am Sonntag, dem 8. Oktober, unternommen und zwar mit Postautos. Unter Führung der Herren Dr. Steinhausen, Dr. Steiner und Professor Krüger wurden nacheinander besichtigt: die römische Landmauer im Wald über Kordel, die Siebenschläferkapelle in Möhn, der gallorömische Tempelbezirk von Möhn, die Ausgrabung eines vorgeschichtlichen Grabhügels im Brandenbüsch bei Newel, das Helenenhaus an der Bitburger Landstraße und Welschbillig, die Stätte des römischen Hermenbassins. Das reiche Programm konnte mit Hilfe der Autobeförderung in vollem Umfange durchgeführt werden und fand allgemein das größte Interesse.

Im Winter wurden folgende Vorträge gehalten:

- I. Montag, den 30. Oktober: Abt.-Direktor Dr. Loeschcke, Wichtige Neufunde aus der Töpfereigrabung am Horst-Wessel-Ufer (mit Lichtbildern und Ausstellung von Fundstücken).
- II. Mittwoch, den 15. November: Universitätsprofessor Dr. Hans Naumann-Bonn, Führer tum und Gefolgschaft als deutsches Schicksal (öffentliche in der Vortragsgemeinschaft).
- III. Mittwoch, den 20. Dezember: Domkapitular Professor Dr. Irsch, Die Aufgaben der Trierer Museen und das Trierer Großmuseum (mit Lichtbildern).

- IV. Mittwoch, den 10. Januar: Abt.-Direktor Dr. Steiner, Die Ringwälle als Denkmäler der Vorzeit (mit Lichtbildern).
- V. Mittwoch, den 7. Februar: Bibliotheksdirektor Prof Dr. Kentenich, Trier im Vagantenlied.
- VI. Mittwoch, den 21. März: Museumsdirektor Prof. Dr. Krüger, Das Nationale in unseren Römermuseen (mit Lichtbildern).

Auf der Tagung des Süd- und Westdeutschen Altertumsverbandes, der gemeinsam mit dem Nordwestdeutschen Verband vom 19. bis 23. April in Groningen in Holland abgehalten wurde, vertrat Abt.-Direktor Dr. Steiner die Gesellschaft.

Der Bericht über das Ergebnis der Ausgrabungen an der Stiftskirche in Pfalzel ist von Diplomingenieur Nagel in Form von sehr ausführlich beschrifteten Zeichnungen vertragsgemäß fertiggestellt und an Baurat Kutzbach als den Leiter der Grabungen eingereicht worden.

Die Kommission für die Denkmälerstatistik der Stadt Trier hielt am 16. April 1934 eine Sitzung ab und zwar in Bonn im Anschluß an die Sitzung der Provinzialkommission für die Denkmälerstatistik, in der die Neuorganisation der Denkmälerstatistik berichtet wurde, unter dem Vorsitz von Landesverwaltungsrat Dr. Apfelstaedt, an der Geheimrat Clemen und aus Trier die Herren Prof. Keune, Prof. Krüger, Prof. Irsch, Oberregierungsrat Hauch und Baurat Kutzbach teilnahmen. Die Manuskripte für den II. Band „Die übrigen Kirchen“ sind weiter gefördert, aber noch nicht zum vollen Abschluß gebracht worden. Für die Beschaffung der Illustrationen ist ein eigener Zeichner eingestellt worden.

Für den III. Band, Das römische Trier, hat Professor Keune folgende Manuskripte eingereicht:

1) Geschichtlicher Überblick, 2) Umfang und Straßennetz, 3) Porta nigra und Stadtbefestigung, 4) Amphitheater, 5) Moselbrücke und 6) Moselhafen. Die Beschaffung der Zeichnungen auch für den III. Band ist begonnen. Also auch hier ist die Arbeit überall im Fortschreiten. In der Organisation ist die Änderung getroffen, daß Oberregierungsrat Hauch an Stelle von Professor Krüger an die Spitze der Trierer Denkmälerkommission getreten ist.

★ ★ ★

#### Berichte über die Führungen und Vorträge.

Die Landschaftsführung nach Möhn und Welschbillig  
am 8. Oktober 1933.

Die heimatkundliche Landschaftsführung nach Möhn und Welschbillig gestaltete sich trotz des bedrohlichen Wetters zu einem vollen Erfolg. Die 76 Teilnehmer hielten bei dem fast überreich besetzten Programm mit vorbildlicher Ausdauer bis zum Letzten aus, fanden sich aber durch das Gebotene reich belohnt.

Im Walde über Cordel begannen nach 11 Uhr die Besichtigungen an einem gut erhaltenen Stück der erst vor kurzem enträtselten „Landmauer“, die Studienrat Dr. Steinhausen als die — 72 km lange — Einfriedigung eines kaiserlichen Gestütes aus der spätromischen Zeit erklärte. Es folgten in der Sieben schläfer-Kapelle von Möhn seine Darlegungen über die Gründe, weshalb diese anziehende Legende genau an dieser Stelle der Eifel als fast einziges Beispiel im Rheinland Wurzel gefaßt hat. Seine Annahme, daß sie von römischen Funden ihren Ausgang genommen hat, suchte Professor Krüger noch wahrscheinlicher zu machen. Er nimmt als Vorlage des mittelalterlichen Sieben schläferreliefs der Kapelle ein römisches Relief, das eine Totenklage darstellte, an.

Auf den weiten Kornfeldern von Möhn zeugt heute keine Ruine, kein Mauerrest

mehr von dem ausgedehnten „römischen“ Tempelbezirk, den dort die Grabungen Felix Hettners nachgewiesen haben. Hier führte Prof. Krüger aus, wie schon lange vor den Römern die alten Treverer an der heute noch fließenden Quelle ihre Götter verehrt haben, vor allem die Quellgöttin Medona, deren Name im Ortsnamen Möhn weiterlebt, daneben ihr Hauptgötterpaar, den hier wie auch sonst an der Mosel Smertrius genannten Mars und seine Begleiterin Ancamna, die wir, gleichfalls an einer heiligen Quelle verehrt, in Trier als das Götterpaar Lenus und Ancamna kennen. Ein dritter Tempel, zwischen dem der Medona und dem des Götterpaars gelegen, muß dem einheimischen Gott Sucaelus, römisch Silvanus-Waldgott genannt, geweiht gewesen sein, wie das dort gefundene Steinbild seines heiligen Tieres, eines Ebers, bezeugt. So enthüllt sich die Tempelanlage, die übrigens auch wie der Tempelbezirk im Altbachtal ein Theater für sakrale Bühnenaufführungen umfaßte, als eine Kultstätte von nur einheimischen Gottheiten der Treverer. Freilich, daß uns ihre Namen, Bildwerke und Bauten in greifbaren Resten erhalten sind, verdanken wir der römischen Occupation, die erst die Kunst der Steinarbeit ins Land gebracht hat.

Auf Aufforderung des Vortragenden verteilte sich dann die Teilnehmerschar in rühmlichem Eifer über das ausgedehnte Tempelgelände, um in kürzester Zeit eine erstaunliche Menge römischer Scherben zusammenzubringen, aus denen ein rasch konstituiertes „Scherbengericht“ die wissenschaftlich verwendbare Auswahl traf und die drei glücklichsten Sammler mit wertvollen Preisen, — Druckschriften des Museums — auszeichnete.

Den Höhepunkt der Führung bildete die Besichtigung eines eben erst geöffneten mächtigen Grabhügels im Brandenbüschen bei Newel mit einem reichen Inhalt an Tongefäßen, in der Mitte einem mächtigen Vorratsbehälter. Neben den Töpfen zeichnete sich in dem hellen Sand des Bodens die viereckige tiefschwarze Brandschicht ab, auf der einst die Leiche verbrannt worden war. Dr. Steiner unterschied in seiner Erläuterung mehrere Bestattungen, die alle verschiedenen Perioden der vorrömischen Eisenzeit angehören. Dieses frisch erschlossene Zeugnis aus den älteren Epochen unserer heimatlichen Geschichte machte ersichtlich den tiefsten Eindruck unter den Besichtigungen.

Vor der Kirche von Hellenenberg wurde nur ein kurzer Halt gemacht, da Prof. Irsch, der über die Kirche selbst hatte vortragen wollen, zum allgemeinen Bedauern hatte absagen müssen. Dr. Steinhäusen legte dar, wie dieser wiederum durch eine starke Quelle und Bach ausgezeichnete Punkt der Hochfläche zu allen Zeiten an dem uralten Straßenzuge seine besondere Bedeutung gehabt hat und schon früh im Mittelalter hier eine Unterkunftsstätte (Hospitium) bezeugt ist.

Als schließlich die Fahrt am Endpunkt des Ausfluges in Welschbillig eintraf, setzte der Regen ein, so daß dort zunächst die Kaffeearast im bilder geschmückten Saale der Wirtschaft Mohr abgehalten wurde. Auch die Vorträge von Dr. Steiner über die römische Villa und ihr Hermenbassin und von Dr. Steinhäusen über die mittelalterliche Stadt Welschbillig mußten noch im geschlossenen Raum stattfinden. Nachdem aber Dr. Steinhäusen mit dem Hinweis auf die schwere Zerstörung geschlossen hatte, die Welschbillig durch die Franzosen im Jahr 1673 erlitten und die die „Stadt“ Welschbillig vernichtet getroffen und sie zum Flecken herabgedrückt hat, konnten am Abend auch dort noch die interessanten und malerischen Partien des Ortes gruppenweise besucht werden.

#### Wintervorträge 1933/34

- I. Abt.-Dir. Dr. Loeschcke: Wichtige Neufunde aus der Töpferei-grabung am Horst-Wessel-Ufer.

Der Inhalt des Vortrages ist oben im Museumsjahresbericht unter I., Ausgrabungen (S.136) und IV. Erwerbungen (S.164), mit vielen Tafeln und Abbildungen ausgestattet, enthalten.

**II.** Prof. Dr. Hans Naumann - Bonn: *Führertum und Gefolgschaft als deutsches Schicksal.*

Der Inhalt des Vortrages findet sich in H. Naumann, *Wandlung und Erfüllung*, Stuttgart 1934, S.57 ff. „Die Berufung der Jünger.“

**III.** Domkapitular Prof. Dr. Irsch: *Die Aufgaben der Trierer Museen und das Trierer Großmuseum<sup>1</sup>.*

Ein deutsches Museum für Trier! so lautet die Forderung der Stunde. Im Kurfürstlichen Palais ein Gebäude zur Verfügung, das wie kein anderes nach jeder Richtung für diesen Zweck geeignet ist. Welch lebhafem Interesse dieser Plan begegnet, das bewies am Mittwochabend der Besuch des Vortrages von Prof. Dr. Irsch. Unter den Besuchern bemerkten wir u. a. S. Exz. Bischof Dr. Bornewasser, S. Exz. Weihbischof Dr. Mönch, Regierungspräsident Dr. Saaben, Oberbürgermeister Christ sowie die Trierer Fachgelehrten in großer Zahl.

Als Vorsitzender begrüßte Regierungspräsident Dr. Saaben die hohen Gäste und den Redner des Abends und gab seiner Freude Ausdruck über das rege Interesse, das man in der Fachwelt und darüber hinaus in der gesamten Bürgerschaft dem neuen Plan entgegenbringe. Redner konnte die Zusicherung geben, daß alle in Frage kommenden Verwaltungsstellen: die Stadt Trier, die Provinzialbehörde und auch die Berliner amtlichen Stellen, das Vorhaben tatkräftigst unterstützen würden. Der Gedanke, alle wertvollen Kunstschatze und historisch bedeutenden Funde Triers und der Trierer Lande, soweit sie nicht im Provinzialmuseum unterzubringen seien, in einem neuen Deutschen Museum des Westens zu vereinigen, bedeute eine Großtat für die Mit- und Nachwelt.

Msgr. Prof. Dr. Irsch gab dann in einem eineinhalbstündigen Vortrag einen äußerst fesselnden Überblick über die Aufgaben der Trierer Museen und des geplanten Trierer Großmuseums. In großen Zügen schilderte Redner zunächst die Geschichte des Kurfürstlichen Palais und beleuchtete das Thema nach der baugeschichtlichen, künstlerischen, religiösen und eigentlich historischen Seite hin. Durch Jahrhunderte war der schöne Bau Mittelpunkt der Trierer Geschichte und zu diesem Mittelpunkt soll er heute wieder dadurch werden, daß man in seinen Räumen all die Schätze, die wir, wie kaum ein anderer deutscher Landstrich, hier im Westen aus zwei Jahrtausenden besitzen, der Öffentlichkeit zugängig macht. Trier würde damit ein Deutsches Museum erhalten, wie es keine andere Stadt, auch Dresden, München und Berlin nicht, aufweisen könnte.

Eingehend behandelte Redner dann die Frage: Was verlangen wir von einem solchen Deutschen Museum? In Beantwortung dieser Frage würdigte Dr. Irsch die Forschungs-, Ausgrabungs- und Museumsarbeiten, die bisher in Trier geleistet worden sind und gab hier besonders in Wort und Bild einen Überblick über die reichen Schätze, die unser Moselmuseum und das Diözesan-Museum bergen. Die Unterbringungsmöglichkeiten und die Möglichkeit, diese Fülle von Kostbarkeiten der breiteren Öffentlichkeit zu zeigen, sind bei diesen beiden Museen völlig unzureichend.

Trier birgt in seinen Mauern einen Kunst- und Kulturschatz, der größer ist als der irgend einer anderen Stadt. Wird dieser Schatz einmal würdig und übersichtlich in einem Deutschen Museum des Westens untergebracht, dann wird Trier mit an der Spitze der deutschen Museumsstädte stehen. An der Verwirklichung dieses Ziels mitzuarbeiten, ist Pflicht und ehrenvolle Aufgabe aller. Neben dem Provinzialmuseum muß im Kurfürstlichen Palais ein deutsches, ein christliches, ein kirchliches, mit einem Worte, das große historische Museum Triers und des deutschen Westens erstehen. Dieses Museum wird seinen Besuchern dann eine Kulturgeschichte bieten, wie man sie besser und schöner im ganzen Rheinlande nicht sehen kann, die vorchristliche und die christliche Zeit Triers und der Trierer Lande werden hier wieder neu vor den Augen der Besucher erstehen und dieses Deutsche Museum wird uns Trier zeigen als den Eckpfeiler deutscher Kultur und deutscher Geschichte an der durch die Jahrhunderte so heiß umstrittenen Westgrenze. Heute ist Trier die Gelegenheit geboten, dieses Museum zu bekommen. Wird heute die gebotene Gelegenheit verpaßt, dann wird die Möglichkeit, die groß angelegten Pläne, für die das Städtische Bauamt bereits die Entwürfe fertiggestellt hat, zu verwirklichen, wahrscheinlich niemals wiederkehren. Prof. Dr. Irsch schloß seine Ausführungen mit dem Wunsche und der Auf-

<sup>1</sup> Da der Vortragende derzeit durch Krankheit verhindert ist, über den ganz frei gehaltenen Vortrag ein Eigenreferat zu geben, wird hier der Bericht der Nr.293 der „Trierischen Landeszeitung“ vom 22. Dezember 1933 zum Abdruck gebracht.

forderung, mitzuhelfen durch Rat und Tat, denn es handle sich hier nicht zuletzt auch um ein vaterländisches Werk auf Trierer Boden und in einer Stadt, die immer ein granitner Fels gewesen sei gegen das Eindringen fremder Kulturen und die ihre Kultur nach jeder Richtung hin stets gut deutsch erhalten und, wo immer es nötig war, bis zum Letzten als solche gegen fremde Einflüsse verteidigt habe.

Regierungspräsident Dr. Saaben sprach dem Fachmann und Gelehrten herzliche Anerkennung aus und unterstrich noch einmal die kulturelle und politische Bedeutung des großen Planes. Er betonte noch einmal, daß gerade das neue Deutschland es als seine Aufgabe und Pflicht betrachte, mit frischem Mut an dieses Problem zu gehen. Wie der verstorbene Landeshauptmann Dr. Horion, so stehe auch der derzeitige Landeshauptmann Haake dem Plan sehr wohlwollend gegenüber. Landeshauptmann Haake habe ihm bereits zugesichert, daß er in nächster Zeit nach Trier kommen werde, um das Ganze im Kreise der Fachleute mit den zuständigen Stellen zu besprechen. Redner schloß mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß das Deutsche Museum des Westens sich recht bald in Trier verwirklichen lassen möge.

#### IV. Die Ringwälle als Denkmäler des Volkstums unserer Heimat in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. (Gekürzter Eigenbericht).

Von Abt.-Direktor Dr. P. Steiner.

Die alten Befestigungsanlagen, die wir „Ringwälle“ zu nennen gewohnt sind, zeigen besondere Eigenheiten bis in die Zeit unserer Mittelalterburgen, in denen sie vielfach noch nachklingen. Erstes Erfordernis bei ihrer Anlage war natürliche, schwer zugängliche Lage. Dazu kam die Absperrung durch Wall und Graben davor, auch in doppelter oder mehrfacher Ausführung.

Folgende drei Grundformen ergeben sich daraus:

1. Abschnittswall — auf Bergzungen: Wallabschluß an der allein zugänglichen Seite von Felsrand zu Felsrand querüber gelegt.
2. Ringabschnittswall — Querwall mit anschließendem Randwall um den Bergvorsprung herum, falls die Hänge nicht sturmfrei waren.
3. Rundwall auf freiem Berg: der Burgplatz in gleichmäßig durchlaufenden Zug eingeschlossen.

Bauart: aus Stein, seltener, wenigstens im Trierer Land, aus Erde, die beim Aushub des Grabens gewonnen wurde. Aber was heute Wall ist, war ursprünglich durchweg Mauer, entweder aus Erde hinter einer Bohlenwand oder als Steinpackung in Holzfachwerk ohne Mörtel, so wie J. Caesar die von ihm „gallische Mauer“, (*Murus Gallicus*) genannten Anlagen beschreibt. Antike Darstellungen, z. B. auf der Trajansäule, und die Spatenforschung bestätigen das.

Inneneinrichtung: für das Trierer Land ist darüber noch wenig bekannt, da Grabungen noch nicht oder kaum gemacht sind. Allgemein gelten die Ringwälle bei uns als fundleer. Danach wären sie „Fliehburgen“ und nur im Notfall bewohnt gewesen. Hierüber kann durch Grabung Aufklärung erbracht werden.

Die Anzahl solcher Burgen einfachster Art ist schon jetzt als sehr groß bekannt; viele mögen noch unbekannt in den Wäldern liegen, da ihre Überreste oft genug nur von geübten Augen feststellbar sind. Nach Größe und Form herrscht ungemeine Vielfältigkeit: Beide richten sich nach dem Gelände, aber auch nach den Bedürfnissen.

Der Zweck der Befestigungen war, bei drohender Feindgefahr die nicht waffenfähigen Teile der zugehörigen Siedlungsgemeinschaft mit ihrem beweglichen Hab und Gut zu bergen. Trat dieser Fall ein, so wurden Unterkünfte einfacher Art, Hütten aus Reisig und Holz, in kurzer Zeit erstellt. Da diese jedoch selten greifbare Spuren in dem dünnen Waldboden hinterlassen haben, (außer im Falle einer Feuersbrunst) so mag das in vielen Fällen der Grund anscheinender Fundleere sein.

Neben diesen reinen Flieh- oder Fluchtburgen, für die eine versteckte Lage, fern ab von Wegen, besonders von den völkerverbindenden Durchgangsstraßen vorteilhaft war, gab es andere, die bewußt neben Wegen, besonders an Stellen, wo sie schwierige Geländeabschnitte querten, an Gebirgspässen, Fluß- und Bachübergängen usw. angelegt, den Zweck hatten zu sichern und Zugangswege zu sperren. Es waren Straßenposten. Diese Zweckbestimmung konnte Geltung behalten durch lange Zeiträume hindurch, von vorgeschichtlicher bis in neueste Zeit hinein; immer dann, wenn ein Feind nahte, wurde die alte Burg wieder in Benutzung genommen und deshalb vermutlich stets bis zu einem gewissen Grade instand gehalten. Siedlungsreste aller möglichen Kulturzeiten können sich demnach — theoretisch — dort vorfinden. Für die Entstehungszeit können davon nur solche Fundstücke verwertet werden, die unter oder in dem Walle gefunden werden. Ohne Spatenuntersuchung ist das Alter eines Ringwalles nicht anzugeben.

geben. Von der Steinzeit an kommen dafür alle Kulturzeiten in Frage, vor allem aber die Eisenzeit, besonders deren zweite Hälfte, in der das Vordringen der Germanen zu solchen Sicherungsmaßnahmen besonders Anlaß gegeben haben mag. Daß zu Caesars Zeiten in Gallien und auch im Trevererland solche Befestigungen allgemein waren, wissen wir. Durch ihre Stärke und geschickte Anlage haben sie Caesar schwerste Hindernisse bei der Eroberung des Landes bereitet.

Die Verbreitung der Ringwälle geht über ganz Europa. Verschiedenste Zeiten und verschiedenste Völker haben sich ihrer bedient. Sie sind Zeugen unruhiger Zeit, da sich die Menschheit in ihrem Landbesitz bedroht fühlte. Die Römer haben noch in ihren späteren Eroberungskämpfen sich mit ihnen abfinden müssen. Durch ihre große Grenzwehranlage gegen Germanien, den Limes, haben sie es verstanden, eine ganze Anzahl derselben zu isolieren und unbrauchbar zu machen, wie die der Chattenden, die Domitian „bloßgelegte“ („*quorum refugia nudaverat*“ sagt Frontin, Strateg. 1.3.10). In Dakien (Siebenbürgen) war die durch Trajans Truppen erstmals Hauptstadt Sarmizegethusa des Decebalus in gleicher Weise gebaut, wie die Darstellung auf der Trajanssäule in Rom zeigt. Aus constantinischer und späterer Zeit sind Ringwallbauten nachzuweisen, die in ihrer Anlage ganz nach altüberliefelter Art waren, nur mit Mörtelverwendung, welche erst die Römer ins Land brachten. Ein Weiterbenutzen und Wiederverwenden in späteren Zeiten ergab sich, wie bereits angedeutet, für manchen Ringwall, wenn er sich dazu eignete. Erneuerungen und Ausbauten wurden dann nach Bedarf daran vorgenommen. Im frühen Mittelalter gehört notwendig ein Turmbau dazu, der als Auslug, als Wohnung des Burgwärts und als letzter Fluchttort diente. Diese Burgtürme sind die Vorläufer der mittelalterlichen Burgfeste. So leitet der Befestigungsbau zu der mittelalterlichen Ritterburg über.

Die Verteilung der Ringwälle über das Land ist ganz verschieden, abhängig in erster Linie von der Volksdichte, dann aber wohl auch vom Vorhandensein geeigneter Burgplätze. Es ist festzuhalten, daß die uns heute bekannten nicht alle zur gleichen Zeit bestanden haben oder benutzt worden sind. Auffallend sind hier und da besonders starke Häufungen und Reihungen von Burgen: im Trierer Land z. B. am felsigen untern Kylltal; ferner auf den von Nordost nach Südwest streichenden Höhen des Hunsrück, besonders an der scharfabfallenden Nordgrenze von Birkenfeld. Über den Zweck solcher „Reihen“ irgend eine Vermutung zu äußern ist verfrüht, solange nicht durch die Spatenforschung ihre Entstehungs- und Benutzungszeit und damit ihre Zusammengehörigkeit festgelegt ist.

Eine besondere Erscheinung ist die Befestigung eines ganzen Landschaftsausschnittes wie der der Hochfläche von Ferschweiler, die 30 qkm groß ringsum durch senkrechte Felswände abgrenzt und von tiefen, dazumal z. T. wohl versumpften, Fluß- und Bachältern eingeschlossen, von Natur besonders begünstigt und zu einer großen Festung wie geschaffen war. Außer Sperrwällen an den Zugangsstellen, deren gewaltigste die „Wickingerburg“ am nördlichen Hals ist, und einigen kleineren Innenburgen hat diese Riesenfeste noch eine besondere große Burg auf einem Bergzipfel aufzuweisen, die mit Rand- und doppeltem Abschnittswall versehene „Niederburg“. Eine derartig riesenhafte Befestigungsanlage ist nur als das Werk eines großen, mächtigen Volkes denkbar. Und das kann nur das Treverervolk gewesen sein, in dessen Land sie mitten drin liegt. Eine ähnliche Riesenanlage gibt es auf der schwäbischen Alb bei Urach-Grabenstein; sie wird dem Volk der Helvetier zugeschrieben.

Caesars Berichte in seiner Geschicht'e der Eroberung Galliens sind der erste literarische Nachweis derartiger Volksburgen. „Oppida“ nennt er sie. Was er — bei den Britanniern — darunter versteht, sagt er (*De bello Gallico* 5, 21, 3): „Oppidum nennen die Britannier Plätze im undurchdringlichen Walde, die sie mit Wall und Graben befestigt haben, und wo sie zusammenzukommen pflegen, um einem feindlichen Einmarsch aus dem Wege zu gehen“. Also Fluchtburgen waren es, und nicht das, was wir gemeinhin unter „Oppidum“ verstehen, nämlich befestigte Siedlungen. Die britische Forschung hat Caesars Angabe bestätigt. Die dortigen zahlreichen Anlagen sind allerdings bei weitem nicht so groß wie etwa die gallischen, Alesia, Bibracte, Gergovia, Uxellodunum u. a., die von Caesar als volkreiche und sehr feste Burgen geschildert werden.

Sicherlich haben diese Befestigungsanlagen alle ihre Benennungen gehabt, nicht nur in Gallien, wie wir durch Caesar wissen. Von anderswo sind nur wenige überliefert, aus dem Trierer Land schon gar keine. Und doch ist der unvergleichlich mächtige Bau des Otzenhausener Ringes ohne Namen kaum denkbar. Von andern überlieferten Namen können auf germanischen Boden nur wenige auf bestimmte Wallanlagen festgelegt werden, wie etwa *Artaunon* für die riesige Heidetränkanlage im Taunus.

Ganz große Befestigungen von der Art dieser letztgenannten waren Gau- oder Volksburgen; sie waren der Rückhalt für Gauangehörige oder für ganze Volkschaften, Treffpunkt

der Gauabgeordneten, Residenz des Führers mit seinen Helfern, Sitz der Verwaltungsstellen und der leitenden politischen Organe, kur zum die Zentrale des Gaues, der Vorort der Volksgemeinschaft. An diesem wichtigen Platz war natürlich auch jeweils eine Kultstelle für die Stammesgottheiten eingerichtet. Ohne Kultstätte, ohne Schutzgottheit ist eine Burg so wenig vorstellbar, wie die Einzelwohnstätte vorgeschichtlicher Menschen. Ältere Forscher haben in Verkennung dieser Tatsache in den Ringwällen nichts anderes als Kultplätze sehen wollen. Ihre Lage auf hohen, weitschauenden Bergen allerdings forderte zu einer Verehrung der Himmlichen geradezu heraus. Gottesverehrung hastete dann zähe und lange, auch noch nach Einführung des Christentums, an manchem dieser Plätze. In der Erinnerung ist sie nicht selten heute noch lebendig, etwa in Namen wie „Donnersberg“, des größten Burgbergs der Pfalz, der deutlich den Namen des Germanengottes Donar birgt, oder „Heiligenberg“ bei Heidelberg, auf dem heute noch eine Wallfahrtskapelle zum hl. Michael steht und zwar auf den Resten eines antiken Tempels, der dem „zimbrischen Merkur“, das ist Wodan, geweiht war. Auch Sagen, Volksfeste, Jahrmarkte bewahren die Erinnerung an die antike Götterverehrung an deren Stelle durch kluge Glaubensboten christlicher Kult mit verwandten Bräuchen und ähnlichen Veranstaltungen gesetzt worden ist, um den Heidenbrauch zu verdrängen.

Die antiken Burgen werden in ihrer ganzen Eigenart, auch hinsichtlich des Götterkultes, durch eine Nachricht aus dem Altertum hellbeleuchtet, die zwar zunächst nicht unsere nordischen Ringwälle betrifft, vielmehr altrömisch-italienische Befestigungen, die aber auf jene wie auf diese paßt. Aus guter älterer Quelle ist sie zu finden bei Dionys von Halikarnass. Danach hat der große römische König Servius Tullius in seinem Reiche zum Schutze der Landbevölkerung allenthalben Bergbefestigungen anlegen lassen: „Da die Höhen den Landleuten große Sicherheit gewähren, richtete der König ihnen dort Zufluchtsburgen ein und nannte sie mit dem griechischen Ausdruck Burgen (*pagoi*). Dahin flohen alle Leute von den Äckern, wenn der Feind ins Land fiel und blieben auch dort vielfach über Nacht. Die Burgen hatten ihre Hauptleute (*archontes*), denen es oblag, eine Namensliste zu führen über alle, die zu der betreffenden Burg gehörten und auch über die Vermögensverhältnisse, in denen die einzelnen lebten. Im Kriegssalle mußten sie die Landleute zu den Waffen rufen; und ständig hatten sie die Abgaben Kopf für Kopf zu erheben... Damit aber die Menschenmenge sich nicht auf der Burg verlöre, sondern gut übersehbar bliebe, ließ er Altäre errichten für die Götter, die ihr Auge wachsam und schützend über der Burg hielten, und stiftete ein Fest, bei dem alljährlich alle zusammenkommen und dem Höchsten feierlich Opfer bringen sollten. Das Fest hieß die Paganalien<sup>1</sup>. Das geschah um 550 v. Chr., also ungefähr um dieselbe Zeit, da auch bei uns im Norden viele Ringwälle neu entstanden. Jene klaren Anordnungen könnten genau so gut für diese erlassen sein. Die gleichen Regeln fanden aber auch noch für spätere Burgen Anwendung, als nämlich im 10. Jahrh. n. Chr. Kaiser Heinrich I., der Begründer des deutschen Reiches, seine Burgen baute. Die Voraussetzungen und die Verhältnisse werden demnach im Wesentlichen noch die gleichen gewesen sein.“

Ein klar umrissenes Bild von den politischen und sozialen Zuständen unserer Heimat in vorgeschichtlicher Zeit läßt sich so aus den „Ringwällen“, dieser besonderen Gattung unserer Bodenaltertümer gewinnen. Diese Wallanlagen oder Vorzeitburgen sind bedeutsam allein schon als einzige Überreste von Steinbau aus vorgeschichtlicher Zeit und geben als solche eine Vorstellung von der Leistungsfähigkeit der Alten auf dem Gebiete der Baukunst; bezeichnender Weise ist es nur der Befestigungsbau, den unsere vorrömischen Landsleute in Stein betätigten, alle anderen Bauten wurden aus Holz mit Flechtwerk und Lehm bewurf ausgeführt, sind darum bestenfalls nur in Bodenspurenen erkennbar. Nur von den Burgenbauten ragen noch Reste über dem Erdboden auf und sind zum Teil von eindrucksvollster Mächtigkeit, wie beim Ring von Otzenhausen.

Aus unserer Kenntnis der alten Wallanlagen ergeben sich auch Anhaltspunkte für Aufbau und Gliederung der Völker in sozialer und politischer Hinsicht, für ein Sichzusammenschließen von Bevölkerungsgruppen zu Abwehrverbänden; es bilden sich Vorstellungen von den taktischen und strategischen Fähigkeiten der Führer im Frieden und Krieg. Als Zeugen unfriedlicher Zeiten geben die Befestigungen auch Hinweise auf kriegerische Zeiträume und Geschehnisse, auf Völkerverschiebungen, auf politische Grenzen und Veränderungen und anderes mehr.

So formt sich uns das Bild von einem lebendigen, kraftvollen, machtbewußten Volkstum, das unter klugen Führern sich kräftig regte, um sich seiner Haut zu wehren, das bemüht war, Volk und Sippe, Hab und Gut, Erzeugnisse und Errungenschaften seines bodenverwurzelten Fleißes sicherzustellen.

Allerdings, erst durch die Hilfe der Spatenforschung können diese Erkenntnisse im rechten Ausmaße gewonnen und belebt werden. Und so ergibt sich daraus die Verpflichtung, diese

<sup>1</sup> C. Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. S. 4.

einzigartigen Baureste verständnisvoll zu pflegen und eifrig ihrer Erforschung nachzugehen. Wenn uns die Erschließung weiterer Erkenntnisse über das Volkstum unserer Heimat in so weit zurückliegenden Zeiten überhaupt etwas gilt — hier ist die Gelegenheit, solche zu gewinnen. Daraus wird der Wunsch lebendig, daß die Spatenforschung, die anderswo längst und erfolgreich damit begonnen hat, endlich auch in unserm engern Heimatgebiete die große volksverknüpfte Aufgabe der Erforschung der alten Befestigungen in Angriff nehmen und sie tatkräftig zum schönen Ende führen möge.

**V.** Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Kentenich: Trier im Vagantenlied.  
Der Vortrag erscheint später als Zeitschriftaufsatzz.

**VI. Das Nationale in unsrern Römermuseen.** / Vortrag von Museumsdirektor Prof. Dr. E. Krüger.

Ein großer Teil von Deutschland hat etwa vom Anfang unserer Zeitrechnung drei, z. T. sogar vier Jahrhunderte unter römischer Fremdherrschaft gelebt, das Schicksal einer fremden Okkupation Jahrhunderte lang ertragen müssen. Das ist das ganze Süddeutschland südlich der Donau, das Rheinland links des Rheines und ein großes Stück, das diese beiden Gebiete verbindet, das ganze Land Baden und große Teile von Württemberg, das rechtsrheinische Hessen und von Nassau das ganze Taunusgebiet und die Wetterau.

Diese Teile Deutschlands haben durch diese Fremdherrschaft frühzeitig eine reicher entwickelte Zivilisation erhalten, die neben manchem Übeln auch Gutes gewirkt und namentlich in der Bevölkerung vorhandene Keime günstiger Begabung früher als anderswo entwickelt hat.

An der Grenzlinie, die durch die Grenzwehr des Limes mit seinen Türmen und Kastellen gesichert war, stand die römische Arme, also Landfremde Söldner. In dem breiten Streifen dieser Grenzlinie ist uns der erhaltene Kulturniederschlag der römischen Zeit ganz überwiegend fremd; nur ein schon besser geschultes Auge kann auch dort noch Bodenständiges, Einheimisches aufspüren. Ganz anders aber liegen die Verhältnisse im Hinterland hinter dieser Militärzone im Gebiet von Aachen und Trier (und in früher deutschen Gebiet von Metz und Straßburg). Da ist der Prozentsatz des Fremden sehr viel viel geringer. Da ist in der ganzen Römerzeit viel Einheimisches, viel Nationales zu beobachten. Man muß da nur die Augen richtig aufmachen.

Wir müssen uns aber den Begriff des Nationalen in der Vergangenheit, wie wir ihn verstanden wissen wollen, vorher klar umgrenzen. Das Nationale ist heute unser deutsches Volkstum. Aus der Vergangenheit aber rechnen wir dazu alles, was einmal hier bodenständig und einheimisch gewesen ist und dadurch irgendwie bestimmt mit zum Aufbau unseres heutigen Volkstums beigetragen hat. Gebietsmäßig betrifft das alles Land, das heute deutsch ist (auszuschließen z. B. Holland und die Schweiz, die sich im Laufe der Geschichte von Deutschland abgetrennt haben). Aus der Frühzeit, mit der wir uns hier beschäftigen, gehört hierher alles sicher Germanische, als die zeitliche und Entwicklungsmäßige Vorstufe unseres Deutschtums, außerdem aber auch solche Volksstämme, die langdauernd als Einheimische auf jetzt deutschem Boden gesessen, deren Blut in das Blut unseres deutschen Volkstums eingegangen ist. Also auch solche Reste keltischer Vergangenheit, soweit sie langdauernd und einheimisch auf unserem deutschen Boden verwurzelt sind, rechnen wir mit zu den Resten unserer nationalen Vergangenheit, weil sie zum Aufbau unserer heutigen deutschen Nation beigetragen haben und damit verwachsen sind.

Es ist dazu allerdings gleich zu bemerken, daß in der genannten Frühzeit unserer Gebiete zwischen den Germanen und den an sie angrenzenden Kelten kulturell eine nahe Verwandtschaft bestanden haben muß. Die haben sich gegenseitig herüber und hinüber aufs stärkste beeinflußt. Dafür sind unsere Vorfahren im Trierer Gebiet, die alten Treverer, das stärkste Beispiel. Sie erscheinen in der ersten Kunde, die wir von ihnen erhalten, bei Julius Cäsar, zunächst als ganz gleichartig mit den benachbarten Kelten und werden unterschiedslos zu ihnen gerechnet. Sie sprechen auch die keltische Sprache. Aber doch erfahren wir durch Tacitus, daß sie germanischen Ursprung für sich in Anspruch nehmen; der Griech Strabo scheint sie sogar direkt als germanisches Volk zu bezeichnen. Es ist eine durchaus noch nicht eindeutig gelöste Frage, was hier als germanisch, was als keltisch zu gelten hat. Wir ziehen aber beides hier als Reste unserer nationalen Vergangenheit heran, weil aus beiden Strömen hier unser deutsches Volkstum an der Mosel erwachsen ist.

In dem Aufschwung des nationalen Gefühls, unter dessen Einfluß wir im Dritten Reich

Vorbermerkung. Die Wiedergabe eines Lichtbildervortrages erfordert eigentlich die Beigabe zahlreicher Abbildungen. Da diese hier fehlen müssen, wird zum Ersatz auf Stellen verwiesen, wo die betreffende Abbildung jeweils unschwer erreichbar ist.

jetzt stehen und von dem sich auch unsere heimische archäologische Forschung gern vorwärts treiben läßt, begegnet man verschiedentlich der Anschauung, als wenn unsere Römerforschung in Deutschland nun doch eigentlich überlebt sei, mindestens aus einer führenden in eine neben-sächliche Rolle gedrängt werden müsse. Das ist keine konstruierte Annahme, sondern wir haben in der Hinsicht einige unerfreuliche Erfahrungen hinter uns.

Wer so urteilt, wird doch einer sehr einfachen handgreiflichen Tatsache nicht gerecht, nämlich der Tatsache, daß doch auch während der ganzen Zeit der römischen Okkupation, also während der ersten drei bzw. vier Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in den davon betroffenen Teilen Deutschlands, in Süddeutschland und im Lande links des Rheines nicht Römer gewohnt haben, sondern unsere einheimischen Vorfahren, z. T. Germanen, z. T. Kelten, z. T. auch gemischt, jedenfalls aber alles Volksstämme, deren Erbgut, deren Blut in unserer heutigen Bevölkerung weiterlebt.

Die Zahl der Römer, die hier im Lande dauernd gelebt haben, ist im Verhältnis zu den Einheimischen immer nur eine ganz beschränkte gewesen. Hinter der Militärgrenze des Limesgebietes, deren archäologische Reste zum größeren Teile wohl römisch sind, sind unsere Funde im bürgerlichen Hinterland in ihrem Wesen in der großen Hauptmenge einheimisch. Natürlich von dem, was wir im freien Germanien finden, sind sie dadurch unterschieden, daß sie die Einwirkung der reichen römischen Zivilisation, die sich über das Einheimische gelegt hat, erfahren haben und dadurch in bestimmter Weise umgestaltet sind. Aber das Wesentliche, der Kern, ist immer einheimisch geblieben. Die römische Beeinflussung aber hat doch wieder den ungeheuren Vorteil, daß hier schon einmal Bild und Schrift in unvergänglichem Material, in Stein und Erz, geherrscht hat und uns dadurch zahlreiche wichtige Lebensäußerungen unserer Vorfahren erhalten geblieben sind, von denen uns draußen in der „Germania Magna“, im freien Germanien, oftma.s jegliche Kunde mangelt. Wenn man sich das erst einmal richtig klar macht, so ergibt sich daraus die Forderung, daß wir diese römische Zeit jetzt in unserem Arbeitsbetrieb nicht etwa zurückstellen sollen, sondern gerade um unseres nationalen Aufschwungs willen auch die Erforschung dieser Zeit besonders stark weiter betreiben sollen. Wenn dabei der Ton noch mehr auf die Erforschung des Einheimischen gelegt wird, als das bisher schon geschehen ist, so wird das bei allen sogenannten „Römerforschern“ nur lebhafter Zustimmung begegnen. Wir in Trier wenigstens haben zu allen Zeiten in dieser Richtung uns angestrengt bemüht; wenn diese unsere „nationalen“ Forschungen jetzt verstärkt berücksichtigt werden, können wir das als eine Anerkennung unserer Forschungsrichtung nur mit Genugtuung begrüßen.

In der kurzen Zeitspanne eines Vortrags kann allerdings nur an einigen ausgewählten Beispielen aus der archäologischen Überlieferung aufgezeigt werden, was sich an ausgesprochen Einheimischem noch erfassen läßt. Wir möchten dadurch die national-deutsche Bedeutung unserer Römerforschung auf deutschem Boden aber doch so eindringlich wie möglich klar zu machen versuchen.

Wir gliedern das Gebotene zeitlich in drei Gruppen, einmal die Frühzeit, das 1. Jahrhundert, wo die Formen des Einheimischen noch am ursprünglichsten sich zeigen, dann die Blütezeit der römischen Kultur, d. i. das 2. und 3. Jahrhundert bis zu dem großen Kulturzusammenbruch um 275, die Zeit, in der die römische Schicht am dichtesten auf dem Einheimischen liegt, und schließlich die Spätzeit, das Ende des 3. und 4. Jahrhunderts, eine Zeit, die noch römisch heißt, aber wo alles schon den Übergang zu einer neuen Zeit, in der das Germanische die Vorherrschaft erringt, deutlich verrät.

**I. Die Frühzeit.** Eine besonders große und stattliche Gruppe der Denkmäler bilden in unseren Museen überall die Grabmäler. Aber im 1. Jahrhundert sind diese für Einheimisches noch etwas wenig ergiebig. Die überwiegende Masse von ihnen sind von den römischen Soldaten gesetzt. Unsere Vorfahren finden wir da gelegentlich als unterlegene Gegner unter den Rossen der römischen Reiter oder auf anderen Denkmälern der Frühzeit auch als Gefangene dargestellt. Die Zahl der Einheimischen, die schon selbst Denkmäler aus Stein sich errichten ließen, ist im 1. Jahrhundert noch gering.

Das berühmteste Stück dieser Gattung ist der Grabstein des Schiffers Blüssus mit seiner Gemahlin Menimane in Mainz<sup>1</sup>. Da sieht man Blüssus im Kittelgewand, dem keltischen Birrus und mit dickem Halstuch, während Menimane außer reichem Halsschmuck und mächtigen Fibeln am Gewand eine eigenartige Kleidung trägt: ein anliegendes Hemd, darüber Kleid und Mantel, aber die beiden letzteren lassen die linke Brust frei. Das Haar scheint von einer Haube zusammengefaßt zu sein. Ein Gegenstück dazu sind die lebensgroßen Porträtsstatuen aus Freiweinheim, die sich im Museum in Wiesbaden befinden. Sie sind wohl um das Jahr 100 anzusetzen. Da trägt der Mann schon römische Tracht, aber die Frauen sind noch ebenso einheimisch gekleidet wie die Menimane<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Germania Romana<sup>2</sup> III Taf.XV S.39. <sup>2</sup> Espérandieu, Germanie Romaine Nr.17 u. Nr.36.

Eine andere Quelle des Einheimischen sind aber die Gräber selbst, insofern als sich darin stets reiche Bestände von Keramik, und zwar gut erhaltener und darunter auch viel einheimische Erzeugnisse finden. Die bodenständige Keramik der Einheimischen war beim Eindringen der Römer schon sehr hoch entwickelt. Was wir z. B. an Mosel und Rhein als „belgische Ware“ bezeichnen, zeigt sehr eigenartige, selbständige Formen und Dekorationsweisen, ganz verschieden von allem, was wir im Mittelmeergebiet kennen, bodenständig hier erwachsen in auffallenden Formen, die ihre eigene Schönheit haben: Flaschen, Becher, Schlauchgefäß, Mörser u. a., unter den Verzierungen ganz besondere Techniken. Im Museum in Trier hat im Prunksaal der auserlesenen Ton- und Glaswaren der Schrank der belgischen Keramik einen Ehrenplatz erhalten, wie es aber nur der Bedeutung und der Schönheit des Inhalts entspricht<sup>3</sup>.

Aber außer den Grabsteinen und Grabfunden gibt es immer ein Gebiet, auf dem das Einheimische besonders rein und stark zu erfassen ist. Das sind die Götterdenkmäler, die religiösen Bildwerke, und da bietet gerade das 1. Jahrhundert, die Frühzeit, recht eigenartige Dinge.

In einer Felsenschlucht bei Weilerbach im Sauertal ist an einer Felswand die Inschrift eingehauen ARTIONI BIBER<sup>4</sup>. Diese Götterweihe in der Waldlandschaft verrät sich schon von selbst als unromisch, einheimisch. So sind auch die Namen der Gottheit sowohl wie des Weihenden keltisch. Es handelt sich um die Bärengöttin, denn *artos* ist keltisch = Bär. Zu beachten ist, daß der Kult dieser Frühzeit noch bildlos ist. In einer späteren Zeit hat dann ein *Tertinius Ursulus* den Hammer des Waldgottes Silvanus daneben eingeritzt, der männlichen Gottheit, die den Bären als Begleittier hat. Die römische Gestalt der Göttin Artio ist durch eine Bronzestatue aus Bern überliefert, eine thronende Muttergöttin, die eine gewaltige Bärin neben sich hat<sup>5</sup>. Im Diana-Heiligtum im Trierer Altbachbezirk ist diese begleitende Bärin als Terrakotta-Bildwerk gefunden. Unter römischem Einfluß ist hier die Artio zur Diana geworden. Das berühmte Bronzefeldwerk einer Bärin im Aachener Münster röhrt zweifellos auch von dem Kultbild einer entsprechenden Göttin her; wahrscheinlich war es Sirona-Diana selbst, die dort an den heißen Quellen zusammen mit Grannus-Apollo in Aquae Granni (= Aachen) verehrt wurde.

Daß der Tierkult bei der einheimischen Bevölkerung noch in die römische Zeit hineinragt, ist neuerdings bewiesen durch den Fund des Kultbildes eines mächtigen Stieres aus Kalkstein, das in einem Heiligtum im Altbachtempelbezirk in Trier gefunden worden ist<sup>6</sup>. Fische, die am Sockel angebracht sind, charakterisieren den Stier als Wassergott. Neben ihm schreitet eine Frau, unter ihm liegt ein gefesselter Mann, Einzelheiten, die heute noch nicht zu deuten sind. Aber eine Gottheit in Gestalt eines Stieres ist durch diese Fundtatsache gesichert. Im entlegenen Waldgebiet des württembergischen Schwarzwaldes an der Limesgrenze leben übrigens diese Gestaltungen noch bis weit in die mittlere Kaiserzeit hinein fort. Sechsmal sind dort Stierbilder gefunden, mehrere davon mit einem Menschenkopf unter dem Leibe des Stieres, einer abgekürzten Darstellung dessen, was das Trierer Bild zeigt<sup>7</sup>. Einmal hat der Stier auch drei Hörner. Auch das ist eine alte Überlieferung, der dreiköpfige Keltengott trägt gelegentlich Hörner. Das alles erscheint zunächst keltisch, aber wie Plutarch im Marius berichtet, führten auch die Cimbern einen heiligen Stier mit sich. So berührt sich auch da wieder Keltisches mit dem Germanischen. Auf germanischen Boden, beim Limeskastell Stockstadt, ist ein Eber, unter dem als überwundener Gegner ein Mensch liegt, gefunden<sup>8</sup>; in Lützenwiebelsbach bei Wiesbaden und in Mainz ist dieser Gegner unter dem Eber ein Mensch mit Schlangenfüßen, was man griechisch-römisch als „Gigant“ bezeichnet<sup>9</sup>. Ersichtlich sind auch das verwandte Dinge, wenn auch noch mit vielen Fragen belastet, die zur Zeit noch nicht zu lösen sind. Aber daß wir uns mit diesen letzten Funden wieder auf germanischem Gebiet befinden, ist nicht zu bestreiten.

Rein keltisch dagegen ist ein in Trier gefundenes Bildwerk, das ein Mediomatriker gewidmet hat. Da ist vorn das bekannte Götterpaar Mercur und Rosmerta dargestellt, eine römische Form einheimischer Götter, an den beiden Seiten aber ihre einheimische Bildform: links war wahrscheinlich einst die nackte gallische Göttin angebracht, die wir für eine Vorstufe der späteren Rosmerta-Bilder halten, rechts aber sehen wir den Keltengott Esus, den Baumfäller, und über dem Baum einen Stierkopf und drei Vögel, zweifellos der *tarvos trigeranos*, der uns bildlich und literarisch als eine keltische Gottheit überliefert ist<sup>10</sup>. Durch den Fundort Trier auf deutschem Boden gehören auch diese keltischen Dinge in den Bereich unserer Forschungsarbeit, wie sie einst auch irgendwie zu unseren Vorfahren hier gesprochen haben.

<sup>3</sup> Trierer Zeitschrift 9 S.19 Abb.14. <sup>4</sup> Schumacher-Festschrift 1930 S.170 Abb.5. <sup>5</sup> Stähelin, Die Schweiz in röm. Zeit<sup>2</sup>, S.478 Abb.126. <sup>6</sup> Loeschcke, Die Erforschung des Tempelbezirkes im Altbachtal zu Trier 1928. Abb.24 u. 25. <sup>7</sup> Espérandieu, a. a. O. Nr.568, 622, 663. <sup>8</sup> Espérandieu, a. a. O. Nr.278. <sup>9</sup> Espérandieu, a. a. O. Nr.46 u. ders., Basreliefs de la Gaule Rom.X Nr.7366. <sup>10</sup> Espérandieu, Gaule Romaine VI Nr.4929.

Die Betrachtung der Götterbilder der Frühzeit darf man nicht abschließen, ohne das bedeutendste religiöse Monument der Römerzeit in Deutschland zu berühren. Das ist die Juppitersäule von Mainz mit ihren 28 Götterbildern, aus der Zeit Kaiser Neros, der selbst in diesem Götterkreise dargestellt ist, eine pantheistische Weihung, wie es sie in dieser Form, außer zwei versprengten Parallelen in Britannien und in Pannonien, nur an Rhein und Mosel und in Gallien gibt<sup>11</sup>. Die Götter darauf sind sehr römisch gebildet, aber die Weihenden sind die *canabenses*, die Bewohner der Lagerstadt, also Einheimische. Man muß deshalb auch hier unter dem Deckmantel der römischen Gestaltung nach dem Einheimischen suchen, was sich auch für mehrere der dargestellten Gottheiten wie Mercur und Rosmerta und die Diana mit den nackten Brüsten zwanglos ergibt.

**II. Mittlere Kaiserzeit bis 275.** Die mittlere Kaiserzeit ist wohl diejenige Zeit, in der die römische Kultur das Einheimische in unseren Landschaften am stärksten durchsetzt und am dichtesten überschattet hat. Wenn wir in unserer Treverer-Landschaft die großen Grabmäler betrachten, die wir aus den großen Skulpturen-Funden von Neumagen wiedergewonnen haben, so scheinen diese zwar ganz in die Reihe großer römischer Kunst zu gehören, obwohl man aber doch in Form und Ausstattung ganz Gleichartiges südlich der Alpen nicht kennt; deshalb ist auch da zu unterscheiden, was davon römischen Geistes ist, und was aber seine Entstehung den Einflüssen unserer Vorfahren verdankt. Da ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, und wir glauben, daß unser einheimischer Anteil nicht gering und nicht wertlos ist.

Wir wollen uns heute nur mit einem Hinweis auf dieses große Gebiet begnügen. Das ist die Tatsache, daß durch das Darstellen von Szenen aus dem täglichen Leben, das auf diesen Grabmälern in sonst nirgends üblichem Umfang und Ausführlichkeit Sitte ist, auch das Leben der kleinen Leute, eben der Einheimischen, uns in interessanten und wertvollen Einzelheiten geschildert wird. Davon seien wenigstens einige Beispiele kurz behandelt.

Auf einem Grabstein von Neumagen sehen wir eine Bauernfamilie beim Mahl. Etwas fremde Kultur haben sie angenommen, sie benutzen einen Bronze-Klapptisch und jeder hat sein Mundtuch in der Hand. Aber das übrige Mobiliar, die Kleidung und die Leute selbst sind einheimisch; es sind Treverer und dadurch stehen sie uns nahe, und moselländisch ist auch das Behagen und die Stimmung des Familienmahles mit dem Gänsebraten, wie es hier geschildert ist, bei dem auch der Haushund nicht fehlen darf. Das Gleiche gilt für den Umtrunk, mit dem an der Nebenseite des Grabsteins ein einkehrender Wanderer begrüßt wird<sup>12</sup>.

Auch wenn wir auf einem anderen Grabstein von Neumagen, ebenso aber auch auf dem Grabmal von Igel, die Treidelschiffahrt auf der Mosel dargestellt sehen, so halten wir das nicht für Import, sondern für bodenständig. Und bodenständig ist auch die Kleidung der Schlepper mit ihren schweren Nagelschuhen<sup>13</sup>. Auf anderen Bildern tragen die Leute auch warme Wollsocken, Dinge, die so einheimisch sind, daß es für sie gar keine lateinische Bezeichnung gibt<sup>14</sup>.

Wenn an dem Grabmal von Igel der Zug der Pächter erscheint, die in Naturalien dem Großgrundbesitzer ihre Abgaben darbringen, so sind auch diese braven Leute im gallischen Kittelrock sicherlich keine Römer, sondern treverische Bauern<sup>15</sup>.

Aber wenn wir an die einheimische Seele herankommen wollen, müssen wir auch in dieser Periode wieder in die Heiligtümer zu den Göttern gehen. Da steht im Walde von Bollendorf im Sauertal ein Felsblock, aus dem ein römisches Relief herausgearbeitet ist. Das Relief stellte die Diana dar, es ist jetzt stark zerstört, aber die Inschrift darunter ist ausgezeichnet erhalten: Die Weihung eines Postumius an die Diana. Das sieht zunächst also so römisch aus wie nur irgend denkbar. Und doch ist es inhaltlich einheimisch, denn Diana wird als „*dea Diana*“ angerufen, was schon den Nichtrömer verrät und der Postumius stammt sicher nicht aus einer römischen *gens Postumia*, sondern heißt nur „Sohn eines postumus“ eines Nachgeborenen, nach bekannter Art der gallischen Namensgebung. Das Denkmal in seiner scheinbar römischen Form mit einheimischem Inhalt ist geradezu beispielhaft für den Zustand, in dem sich unsere Landschaft um das Jahr 200 n. Chr. darstellte<sup>16</sup>.

Jenseits der Sauer, drüben in dem Teile des alten Trevererlandes, den heute das Großherzogtum Luxemburg einnimmt, findet sich ein ähnliches Felsrelief im Walde bei Altlinstert. Es stellt zwei Frauen in gleichartiger Kleidung und Haltung dar, vermutlich die Quellgottheiten der aus diesem Wald hervorsprudelnden Quelle, es ist die gleiche Art eines solchen Kultes im Walde, der an den Felsen gebunden ist<sup>17</sup>.

<sup>11</sup> Germ. Romana? IV Taf.I—V,<sub>2</sub> S.28 ff. <sup>12</sup> v. Massow, Grabmäler von Neumagen S.78 Nr.12 Taf.12. <sup>13</sup> v. Massow, a. a. O. S.131 Nr.179b Taf.26. <sup>14</sup> v. Massow, a. a. O. S.166 Nr.185a 1 Abb.112. <sup>15</sup> Dragendorff-Krüger, Das Grabmal von Igel S.75 Abb.45. <sup>16</sup> Schumacher-Festschrift S. 169 Abb.4. <sup>17</sup> Espérandieu, Gaule Romaine V Nr.4222, dort irrig als Grabrelief gedeutet.

Von solchen Felsheiligtümern im Walde kennen wir auf diesem Grenzgebiet vom Germanischen zum Gallo-römischen eine auffallend große Anzahl. Das reichste und wichtigste von ihnen sei hier noch betrachtet: Das Felsrelief vom „pompösen Bronn“ bei Lemberg im östlichsten Teil von Lothringen, richtiger „Pumphosen-Bronn“ genannt nach dem Eindruck, den die Reliefs in ihrer heutigen Verstümmelung machen. Von den beiden Götterbildern sind nämlich die oberen Teile leider verloren. Es sind Diana und der Hammergott Silvanus-Sucaelus umgeben von zahlreichen Tieren: mehrere Hunde, Hirsch und als unmittelbare Begleittiere neben Silvanus ein Eber und neben Diana ein hockender Bär, der erste Fall, wo sich die einheimische Diana mit diesem Tier vereinigt findet<sup>18</sup>. Die Menge der Tiere ist das hervorstechende Kennzeichen dieses Reliefs. Diese Felsreliefs im Walde sind ihrer Idee nach sicher für germanisch zu halten nach der bekannten Stelle bei Tacitus<sup>19</sup>. Der alte Kult der unsichtbaren Gottheit im Walde ist dort lokalisiert geblieben, aber unter dem Einfluß der gallorömischen Bildwelt sind auf diesem Grenzgebiet zwischen Keltentum und Germanentum die Gottheiten im Bilde gestaltet worden, aber in Bildwerken, die aus der lebendigen Felswand herausgearbeitet worden sind und so an den Ort gebunden bleiben.

Von den sonstigen Götterkulten können nur einige charakteristische Beispiele herausgehoben werden. Die weitaus am meisten verbreitete Verehrung genossen die Muttergöttinnen. In Birten findet sich eine Weihung an die *matres Treverae*, die diesen Kult auch für das Trierer Land inschriftlich bezeugt<sup>20</sup>. Dem entspricht der Inhalt des Trierer Museums, in dem unter den Hausgötzen thronende Göttinnen mit Früchten im Schoß, öfters auch mit einem Schoßhündchen, außerordentlich zahlreich sind. Unter den Terrakotten aus den Heiligtümern in Stadt und Land stellen diese Bildwerke wohl mindestens 80% aller Funde dar. Aber im Gegensatz zu dem, was auf rein germanischem Gebiet am Niederrhein vorherrscht, nämlich der Dreiheit der Matronengöttinnen, sind diese fast nur in Einzelgestalten vorhanden. Trotzdem vermuten wir in diesem Mütterkulte auch bei den Treverern etwas Germanisches. Sicher germanisch, weil sie nur in germanischer Landschaft vorkommt, ist auch die charakteristische Tracht der niederrheinischen Matronen: eine Haube, die das Haar umschließt und gänzlich verdeckt. Wo diese Haube auftritt, hat man sicher eine germanische Gestalt vor sich. Wie die Göttinnen, so tragen auch ihre Priesterinnen das Haar durch solche Haube verhüllt<sup>21</sup>, und wenn wir einmal an einem Porträtkopf von Neumagen solche Haube beobachten, ist ihre Trägerin sicher als Germanin anzusprechen<sup>22</sup>.

Am germanischen Niederrhein muß man auch festzustellen versuchen, wie die männlichen germanischen Gottheiten ins römische Bildwerk übertragen worden sind. Da ist neuerdings in Rimburg bei Aachen ein eigenartiges Götterrelief gefunden: links eine Minerva mit Schild und Lanze, von ihrer Eule begleitet, rechts neben ihr ein bärtiger Gott im Mantel mit dem Geldbeutel in der Hand, also Mercur-Wodan, von dem landläufigen gallorömischen Mercur-Bild deutlich unterschieden durch seinen großen Vollbart; auch fehlt ihm die geflügelte Mercur-Kappe<sup>23</sup>.

Dieses Bildwerk vom Niederrhein ist eine wichtige Parallele zu der Dreiheit germanischer Götter, die Loeschke im Trierer Altbachtempelbezirk in einem der Haupttempel festgestellt hat. Die dort erhobenen Terrakottenfunde zeigen die auch sonst schon häufiger in Bildwerken und Inschriften vertretene germanische Dreiheit Mercur, Mars und Hercules, die Tacitus als germanische Götterdreiheit überliefert hat. Was die drei Terrakottabilder formal verbindet, ist die Bärtigkeit aller drei Götter; nicht nur Hercules, der hier stets bärtig auftritt, und Mars, bei dem es des öfters vorkommt, sondern auch Mercur ist hier bärtig gebildet, was sonst nur verschwindend selten zu beobachten ist. Loeschke hat mit Recht in dieser Dreiheit die germanische Dreiheit Wodan, Ziu und Donar erkannt<sup>24</sup>. Es ist sehr zu beachten, daß auch auf den Viergöttersteinen im nördlichen Teil des Treverergebietes, wo dieses an die rein germanischen Landschaften angrenzt, diese germanische Dreiheit mehrfach vorkommt.

Aber wenn man von dem Einheimischen im Götterkult des 2. Jahrhunderts spricht, gehören vor allem die Jupitersäulen in den Vordergrund. Seitdem die große Mainzer Jupitersäule entdeckt ist, wissen wir, daß diese pantheistischen Weihungen schon seit dem 1. Jahrhundert üblich sind. Die Denkmäler tragen immer die Weihinschrift an den Jupiter Optimus Maximus, der stehend oder thronend, allein oder mit der Juno regina verbunden, auf der Säule dargestellt ist. An seine Stelle tritt aber allmählich ein reitender Gott, der über ein schlängenfüßiges Wesen, das wir griechisch-römisch einen Giganten nennen, hinwegsprengt. Es ist zu beachten, daß dabei die Inschrift nie geändert worden ist, also auch der reitende Gott soll den höchsten

<sup>18</sup> ebenda Nr.4473, der Bär rechts neben Diana irrig als Hund aufgefaßt. <sup>19</sup> Tacitus, Germania cap.9. <sup>20</sup> Lehner, Bonner Steindenkmäler Nr.345. <sup>21</sup> Bonner Jahrbücher 135 Taf.XVIII,1. <sup>22</sup> v. Massow, a. a. O. S.177 Nr.193a Taf.66. <sup>23</sup> Espérandieu, Gaul Romaine X Nr. 764. <sup>24</sup> Trierer Zeitschrift 4, 1929 S.164. Abb.9.

römischen Reichsgott darstellen, aber in einer Form, die den Anschauungen dieser germanischen und gallischen Landschaft entsprach. Wann ist das geschehen und wo kommt das her?

Zur Beantwortung dieser Frage sind die ältesten Denkmäler heranzuziehen, die diesen Reitergott darstellen. In dem bisher bekannten Denkmälerbestand halten wir dafür für das wichtigste Stück den Gigantenreiter aus der Rinzengasse in Köln. Er besteht aus Kalkstein, d. h. dem Material der Frühzeit, das nur bis etwa 160 n. Chr. allgemein verwendet wird. Die Darstellung des Schlangenfüßlers weicht von allen späteren in wesentlichen Zügen ab: Während er später immer mehr dem griechisch-römischen Giganten angeglichen wird, auch selten nur noch bärartig erscheint, haben wir hier einen langbärtigen Gnomen ohne Hals vor uns, eine Gestalt, für die es griechisch-römisch kaum Parallelen gibt, die sich aber in unsere germanische Dämonenwelt gut einfügt. Der Gigant hat den Mund geöffnet zum Brüllen; so erscheint die gelegentlich gegebene Deutung auf einem brüllenden Windgeist, der den durch Wolken reitenden Gott trägt, gerade für dieses Denkmal besonders zutreffend<sup>25</sup>.

Ähnlich ist auch das älteste Stück, das sich im Treverergebiet nachweisen läßt, zu beurteilen, die ältere Gigantengruppe von Ehrang. Auch dieses Stück ist noch aus Kalkstein, also vor 160 anzusetzen; der Reiter ist ein richtiger Juppitertypus, der nur aufs Pferd gesetzt ist, und der vollbärtige Gigant hat auch hier den Mund weit zum Brüllen geöffnet<sup>26</sup>. Soweit wir das Material an reitenden Juppiterdarstellungen bis jetzt, wo es noch an einer systematischen Zusammenstellung mangelt, überblicken können, scheinen diese beiden Stücke die ältesten Exemplare der eigenartigen Gruppe zu sein, das eine aus dem germanischen Ubierland, das andere aus dem germanisch-keltischen Mischgebiet der Treverer. Das weist doch darauf hin, daß diese Vorstellung des reitenden Himmelsgottes als germanisch anzusehen ist. Es ist wirklich Wodan, der reitende Jäger, dessen Gestalt hier die des römischen Jupiter angenommen hat.

Wenn wir auch in dieser mittleren Epoche einen kurzen Blick auf die Keramik werfen, so macht sie damals einen besonders stark romanisierten Eindruck sowohl in den Formen als in der Technik. Es ist aber doch zu beachten, daß auch in dieser Zeit des vorwiegend Römischen die schwarze Farbgebung, die einst in der Latènezeit bei den Einheimischen besonders beliebt gewesen war, jetzt wieder stark in den Vordergrund tritt, allerdings in der römischen Technik der Firnisfarbe. Die Schwarzfirnis-Keramik hat damals in Trier eine besonders hohe Blüte erreicht in den Spruchgefäß mit Buntbarbotineschmuck; davon legen die Töpfereifunde in Trier beredtes Zeugnis ab<sup>27</sup>. Besonders interessant sind die figürlichen Darstellungen auf dieser Gefäßgattung, darunter vor allem aber die heiligen Gefäße mit Götterbildern, wie der Trierer Viergötterstein von 1905<sup>28</sup> und ganz neuerdings der Wochengötter-Mischkrug von 1933<sup>29</sup>.

**Die Spätzeit.** An der Wende zur Spätzeit steht im Trevererland und nach Germanien hin das Reich des Gegenkaisers Cassianius Latinus Postumus, eines Mannes, der schon körperlich, nach seinen Münzbildern, ein ganz einheimischer Typus ist. Auf den Münzen, die seinen Kopf in Vorderansicht bringen<sup>30</sup>, wird man direkt an den fröhlichen Steuermann von dem Neumagener Weinschiff erinnert<sup>31</sup>. Unter den Göttern, die er nach Ausweis seiner Münzen bevorzugt, befinden sich auch rein germanische Gottheiten, wie der Deusoniensis und der Magusanus, die mit Hercules gleichgesetzt werden<sup>32</sup>.

Nachdem die Zeit der Gegenkaiser überwunden und das Reich innerlich durch Diocletian wieder gefestigt war, wird Trier Residenz und in die Hauptstadt dringt im Laufe des ersten Drittels des 4. Jahrhunderts das Christentum ein, um dort rasch herrschend zu werden. Aber draußen auf dem Lande halten sich die heidnischen Tempel und unter unseren Götterbildern sind nicht wenige, die wir nach ihrem Stil oder nach sonstigen Anhaltspunkten dieser Spätzeit zuschreiben. Wie sehen in dieser Spätzeit die einheimischen Götter aus? Zunächst beobachten wir da nur noch römische Göttergestalten, die Darstellungen sind romanisiert. So scheint der heimische Hammergott jetzt ganz verschwunden, er ist verdrängt durch den römischen Gott mit dem Hammer, durch den Vulkan. Daß aber von Vulkan im 4. Jahrhundert sich verhältnismäßig viele Bildwerke vorfinden, das ist doch dem einheimischen, nicht dem römischen Gott gutzuschreiben. Die Darstellungen weichen denn auch von dem normalen Vulkan in mehreren Beziehungen ab: einmal ist er bartlos, ein andermal fehlt ihm die Kappe oder er trägt statt der Exomis den gallischen Kittel<sup>33</sup>. Es ist eben auch jetzt noch kein römisches Götterbild, sondern eine Mischgestalt, die inhaltlich für die Einheimischen, die diese Weihungen darbringen, der alte Hammergott bleibt.

<sup>25</sup> Germ. Romana<sup>2</sup> IV Taf.XII 3 S.37. <sup>26</sup> Hettner, Trierer Steindenkm. Nr. 32. <sup>27</sup> Loeschcke, Trierer Zeitschr.7 Taf.IX S.55. <sup>28</sup> Trierer Zeitschr.1 Taf.I u.II S.1 ff. <sup>29</sup> Trierer Zeitschr.9 Taf.XX 5. <sup>30</sup> Bernouilli, Röm. Ikonographie II, 3 Münztafel V 20. <sup>31</sup> v. Massow, Grabmäler v. Neumagen S.208 Abb.128. <sup>32</sup> Germania Romana<sup>2</sup> IV Taf.XI 5. <sup>33</sup> Ebenda IV Taf.XXI 3 u.5.

Wenn wir uns sonst im 4. Jahrhundert nach Einheimischem umsehen, so bietet uns dafür der große Fund des Hermenbassins von Welschbillig, das jetzt mit großer Wahrscheinlichkeit ins 4. Jahrhundert datiert wird, ein reiches Material. Neben allerhand fremden und älteren Köpfen, stehen dort eine Anzahl, die das Aussehen von Leuten der damaligen Zeit festhalten; einige werden jetzt als *protectores domestici*, Mitglieder der kaiserlichen Palastgarde, gedeutet. Bei anderen ist die Haartracht zu beachten, die ganz mit der des Magnentius und des Decentius, dieser germanischen Regenten, übereinstimmt, die also für einheimisch und zwar germanisch zu halten ist<sup>34</sup>. Die beiden Mädchenköpfe von Welschbillig aber mit ihrem kurz geschnittenen Haarschopf mögen uns veranschaulichen, wie damals ein Germanenmädchen, also etwa auch die Bissula des Ausonius, ausgesehen haben mag<sup>35</sup>.

Durch einen glücklichen neuen Fund in Trier sind wir einmal in der Lage, auf einem ganz anderen Gebiet etwas Einheimisches dieser Spätzeit zu erfassen. Bei der Töpfereiausgrabung am Horst-Wessel-Ufer wurde zusammen mit um 350 zu datierenden Scherben ein goldener Fingerring gefunden von ganz eigenartiger Arbeit. Ein gleichartiges Stück, das schon vor 40 Jahren im Vorort Olewig bei Trier zutage kam, fertigt Henkel in seinen „Antiken Fingerringen“ ab mit der Bemerkung „barockes Stück der römischen Spätzeit“. Aber diese beiden Ringe, deren einen Henkel ganz richtig als von dem ihm bekannten abweichend empfunden hat, sind eben gar nicht mehr als römische, sondern als germanische Arbeit anzusehen mit ihren gedrehten Golddrähten und den Schmuckspiralen, auf denen Kugelchen sitzen<sup>36</sup>. Es ist kennzeichnend für die Zusammensetzung der Bewohnerschaft Triers im 4. Jahrhundert, die offenbar schon im großen Umfang germanisch war, wenn sich ein solcher Goldschmuck schon zum zweiten Male in Trier vorfindet.

Dem entspricht auch das Bild, das in der Spätzeit die Keramik bietet. Wenn auch noch einige Typen die römische Technik verraten, so ist doch der Gesamtcharakter der Töpferware wesentlich verändert, mehr für einen derben, bäuerlichen Geschmack zugeschnitten und in Formen, die später in den fränkischen Gräberfeldern wiederkehren<sup>37</sup>.

Den Schluß dieser Wanderung durch die Jahrhunderte möge der Grabstein des Hariulf, Sohnes des Hanhwald, bilden, eines Königssohnes aus Burgundergeschlecht, der als Angehöriger der kaiserlichen Palastgarde in Trier im Alter von wenig mehr als 20 Jahren einen frühen Tod gefunden hat, und dem dann sein Oheim Reutilo den Grabstein gesetzt hat<sup>38</sup>. Das ist ein erschütterndes Dokument der damaligen Zeit, in der die Germanen im römischen Heer dienen und so gegen ihre eigenen Landsleute zu fechten haben.

Aber diese Germanen waren dann im 5. Jahrhundert doch so weit, daß sie als die letzte römische Festung die Hauptstadt Trier brachen und der politischen Herrschaft des Römertums, das schon längst eigentlich kein Römertum mehr war, endgültig ein Ende bereiteten. Damit hat sich das Einheimische, das während der ganzen Zeit der römischen Fremdherrschaft ununterbrochen sein kräftiges Eigenleben weiter geführt hat, voll durchgesetzt bis zur unumschränkten politischen Herrschaft. Das ganze Land, auch dieses letzte Bollwerk Trier, untersteht jetzt dem fränkischen König.

Es ist nur ein stark skizzenhafter Überblick über eine eigenartige Entwicklung von über 400 Jahren, der in der kurzen Spanne eines Vortrages gegeben werden konnte. Aus der Fülle des vorhandenen Materials konnte nur eine beschränkte Anzahl von Beispielen herausgegriffen und erläutert werden. Aber hoffentlich genügen auch sie, um die Notwendigkeit der Beachtung einer für uns sehr wesentlichen Forderung herauszustellen:

Es ist hoherfreudlich zu sehen, mit welchem Nachdruck und mit welchem Erfolg jetzt die Erforschung unserer heimischen Vorgeschichte in gesteigertem Tempo vorwärts gebracht wird. Das gleiche gilt für unsere deutsche Frühgeschichte, die fränkischen und die alemannischen Bodenaltermümer. Aber wenn man alles, was sich daraus gewinnen läßt, wirklich voll ausschöpfen und wenn man den ganzen geschichtlichen Zusammenhang voll erfassen will, dann brauchen wir dazu auch immer wieder die Reste aus der Zeit der römischen Fremdherrschaft. Diese Zeit „der Römer in Deutschland“ ist in Wahrheit doch nur zu einem kleinen, jedenfalls aber zum kleineren Teile, römische Geschichte; zum guten Teile und zwar zu dem Teile, der uns immer besonders beschäftigt und interessiert, ist dieses eine Stück deutscher Geschichte und zwar, wie wir glauben, ein recht wichtiges und deshalb muß auch diese Epoche, deren Überlieferung in erster Linie nur archäologisch erfaßt werden kann, weiter auf das eifrigste gepflegt und gefördert werden.

<sup>34</sup> Espérance, Gaule Romaine IX Nr. 7279, 36 u. 37. — Hettner, Steindenkm. Nr. 803 u. 804. <sup>35</sup> Ebenda IX S.417. <sup>36</sup> vgl. oben S.158, Abb.26. <sup>37</sup> Trierer Vorlegeblätter 1933 Blatt 24b u. 24c. <sup>38</sup> Hettner, Tr. Steindenkm. Nr.298, CIL XIII 3682.